







war müde. Weit und breit ließ sich kein Haus sehen. Und das Zelt wollte ich nicht aufschlagen, weil mich Bewohner der Gegend vor einem Raubüberfall gewarnt hatten. So setzte ich meine Nachtwanderung fort. Alle Kreatur war zur Ruhe gegangen. Nur bleiche Nebel zogen um die Hänge, und die Gestirne übergossen den Himmel mit märchenhaftem Glanz. Bosnische Bergeinsamkeit ...

Immer höher hinauf führte die Straße. Es wurde beschwerlich, das Fahrrad zu schieben, und schon wollte ich gänzlich erschöpft haltmachen und am Rand der Straße die Nacht verbringen, da hörte ich Rattern von einem Leiterwagen. Das Geräusch verstärkte sich. Menschengestalten tauchten auf, vorne im Wagen saßen Gendarmen. Sie hielten vor mir an und fragten nach dem Paß. — „Nemaß, dobro, dobro!“ („Deutscher, gut, gut!“) Auf meine Frage nach einer Herberge deuteten sie in die Richtung, woher sie gekommen waren: „Kawana“ („Kaffeehaus“). Dann riefen sie mir noch einen rauhen Gruß zu und fuhren weiter.

Ein Kaffeehaus inmitten der wilden Einsamkeit? Wie sollte ich das verstehen? Aber das Verlangen, bald ausruhen zu können, drängte, und ich marschierte weiter. Nach einer knappen Viertelstunde entdeckte ich matten Lichtschein. Rasch eilte ich näher. Da standen drei oder vier kleine Hütten. Eine davon war beleuchtet. Qualm und Stimmengewirr, die durch das halbgeöffnete Fenster drangen, zeigten das Kaffeehaus an. Also trat ich ein ...

Bläulicher Zigarettenrauch ringelte sich um die kleinen Petroleumlampen des Raumes. Auf Holzbänken saßen vor kleinen Tischen ein paar wilde, ruppige Gesellen, eifrig damit beschäftigt, Karten zu spielen und aus winzigen Schalen Mokka zu trinken. Abgesondert von ihnen, zunächst der Türe, hockte ein junger, schläfriger Mann. Es war vergnüglich anzusehen, wie seine schlaffe Hand in sanftem Rhythmus einen Laubzweig wippte und damit die unzähligen Fliegen von der Ueberresten eines gebratenen Ferkels aufscheuchte, das vor ihm auf dem Tisch lag. Gegenüber in der Ecke hielt der Kaffeehausbesitzer eine Kupferkanne in die offene Glut. Er braute Mokka. Einige Sekunden lang beobachtete ich die kräftigen Gestalten in Kaftan, Pluderhosen, Turban und Fez, das von Fliegen und Rauch eingehüllte Ferkel — — dann setzte ich mich nieder und bestellte Kaffee. Gleichzeitig äußerte ich dem Wirt meinen Wunsch, in seinem Haus zu übernachten. Er nickte zustimmend, bedauerte aber lebhaft, daß er mir nur die harten Bänke anbieten könnte. Ich sollte mir wenigstens den Mokka gut schmecken lassen ...

Indes scharte sich um den Ofen eine Gruppe von Bosniaken, die unverwandt auf mich blickten, miteinander flüsterten und heftig gestikulierten. Plötzlich ging einer geradewegs auf mich zu: „In meinem Konak (Bauernhaus) habe ich ein Bett für Dich. Willst Du dort schlafen?“ Da mir die offene Art des Moslim gut gefiel, überwand ich das aufsteigende Mißtrauen und folgte zum Konak, dessen Umrisse in der Dunkelheit nur schwach hervortraten. Allem Anschein nach war das würfelförmige Gebäude einstöckig und hatte vier spitz zusammenlaufende Dachseiten. Wir traten ein. Aber kaum war die Türe zugesperrt, als der Bosniak den Schlüssel abzog und mich allein stehen ließ. Undurchdringliche Finsternis ... Ich hörte noch, wie der Mann eine Treppe hinaufpolterte. Dann war alles still. Was sollte das bedeuten? War ich in eine Falle gelockt? Ich machte mich auf alles gefaßt, doch nur Frauenstimmen begannen zu kreischen, zwischen denen der Bariton meines entschwundenen Begleiters brummte. Zwei Minuten später kam der Bosniak wieder, in der linken Hand Zigaretten, in der rechten eine brennende Oellampe haltend. „Das schicken Dir meine Frauen“, rief er lachend und führte mich in das nächstliegende Zimmer zu ebener Erde. Ich sollte in seinem eigenen Bett schlafen. Als ich fragte, wo er denn selber ruhen wollte, entgegnete er kurz: „Im Harem!“ Dann bot er mir eine der selbstgedrehten Zigaretten an und kauerte sich mit überkreuzten Beinen auf den Boden. Wir blieben noch lange über Mitternacht beisammen. Von seinen drei Frauen sprachen wir, von ihren elf Kindern und wie er als siebenundzwanzigjähriger Mann vorhatte, noch ein halbes Dutzend anderer Frauen zu heiraten. So kam unsere Rede auf die Abschaffung des Harems in Stambul. Da funkelten seine Augen in wildem Haß, und einen scharf geschliffenen Dolch ziehend, sagte er: „Drei Namen sind auf der Klinge eingeritzt. Lies! Drei Menschen wurden von diesem Handschar getötet. So haben meine Ahnen den Koran verteidigt. Das ist Zajem Mohamed. Er fiel vom Glauben der Väter ab und mußte sterben. Das ist Güldebeni. Sie hat ihr Antlitz vor einem fremden Mann entschleiert und mußte sterben. Das ist Josef, der österreichische Offizier. Er schoß eine Moschee in Brand und mußte sterben. Mögen die Feinde Allahs sich in acht nehmen vor uns Bosniaken!“

War es der religiöse Fanatismus des Mohammedaners oder die Wirkung des starken Mokkas, jedenfalls wollten meine Nerven nicht zur Ruhe kommen, und noch lange, nachdem sich mein Gastgeber in seinen Harem zurückgezogen hatte, durchmaß ich das kleine Zimmer mit unruhigen Schritten. Zajem Mohamed, Güldebeni, Josef, der österreichische Offizier! In kleinen zierlichen Runen war ihr Schicksal eingegraben. Ich hatte die Schriftzeichen doch selbst gesehen! Meine Augen begannen zu brennen, und ich wollte die Lampe auslöschen, da vernahm ich ein leises Geräusch vor der Tür. Es war, als tappe jemand mit bloßen Fußsohlen zur Schwelle. Ich lauschte angestrengt. Zuerst Totenstille, dann verhaltene Atemzüge. Mit raschem Blick überflog ich den kahlen Raum des Zimmers. Nirgends ein Gegenstand, der als Waffe zu benutzen war. Und wieder das Atmen vor dem Eingang, diesmal laut und erregt! Um dem quälenden Zustand ein Ende zu machen, sprang ich mit einem Satz zur Türe. Eine zusammengekrümmte weiße Gestalt schnellte auf und eilte mit gräßlichem Geschrei die Treppe hinauf. Eine Frau des Harems? Mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken, denn schon stürzte der Bosniak wutschnaubend herbei. Schweren Schrittes trat er dicht zu mir. Ich sah auf seinem Gesicht die Stirnadern blau anschwellen. Dann fragte er: „Hast Du ihr Antlitz gesehen?“ Ich schüttelte den Kopf und erzählte, daß ich nur Zeuge gewesen war, wie die weiße Gestalt aufsprang. Eine flatternde Pumphose, ein schlanker Rücken. Sonst nichts! Der Bosniak wiederholte zweifelnd: „Sonst nichts?“ Und nach einer Weile setzte er lächelnd hinzu: „Wahrhaftig, leichter ist es, einen Sack Flöhe zu hüten als ein neugieriges Weib.“

Froh, daß mein Abenteuer so glücklich endete, zog ich am nächsten Morgen weiter in die herrlichen Wälder Bosniens. Aber oft noch dachte ich an den gastfreundlichen Moslim, seinen runengeschmückten Handschar und jenen Sack Flöhe, den er offenbar in meinem Bett unterqebracht hatte ...

In der Lüneburger Heide ...

Da war der Wagenbaumeister Jörns in einem Heidestädtchen, mit dem hat es das Schicksal gut gemeint. Allerhand ansehnliche Aemter und Ehrenstellen bekleidete der Meister schon und bildete sich auch nicht wenig darauf ein. Sogar zum Kirchenregistrator wurde er zu guter Letzt noch gewählt, und als die Vereidigung in der Stadtkirche vorbei war, blieb der ruhmvoll Erhöhte eine Weile zurück, um vor den Altar zu treten und — in der Meinung, daß sonst keiner mehr im Raume wäre — zu beten: „Lieber Herr, Du hast mir jetzt schon viele Aemter und Würden geschenkt, was willst Du ferner noch alles aus mir machen ...“ — „Einen Apen, einen Affen“, erscholl da plötzlich aus dem Hintergrund eine kräftige Bauernstimme, gleichwie in Vertretung der Ueberirdischen. Der eitle Mann soll nicht wenig erschrocken sein. — Immerhin mag man dem guten Jörns noch zu Ehren anrechnen, daß er sich so eifrig um ein gutes Einvernehmen mit den himmlischen Heerscharen bemühte. Pannors Jochen dagegen aus Benzen in der Heide verdient da wohl wegen seiner Saumseligkeit einen kleinen Tadel. Ist ihm doch folgendes passiert: Jochen ging am Sonntag nachmittag nach Meinerdingen in die Kirche, wo der Pastor eben die Kinderlehre hielt. Es war damals in der Heide noch üblich, daß auch die Erwachsenen dem Pastor Rede und Antwort auf seine examinierenden Fragen stehen mußten. Und richtig kam auch an den Jochen die Prüfung heran: „Wie erwirbt man sich die ewige Seligkeit?“ Der Alte stand eine Weile dumm und wortlos da; er war im gelehrsamen Denken nicht sehr geübt und hatte die Schulbank vor allzu langer Zeit verlassen. Doch fehlte ihm nicht der Mutterwitz. So erklärte er denn mit Bestimmtheit: „Herr Pastohr, mit de Meinerdinger Seilgkeit hef ich nix to schapen, ik hör nah'n Kaspel Düshorn ...“ — Mutterwitz hatte auch der Steuereinnehmer in W., dem aus seinem Garten immer wieder die schönsten Aepfel und Pflaumen gestohlen wurden. Da traf er folgende Veranstaltung: Zur verabredeten Stunde schlich sein Tagelöhner Hein in den Garten. Der Besitzer aber lauerte schon mit dem Stutzen in der Laube, lud sein Gewehr und schoß — piff, paff — mit lautem Knall zwei Schrotladungen in die Luft. Die ganze Nachbarschaft schrak aus der mittäglichen Ruhe auf und sah alsbald den Tagelöhner mit Wehgeschrei über die Straße laufen. „Der ole Innehmer hätt mi schaten ...“, schrie er und hielt sich das Hinterteil. Von dem Tag an blieb der Garten unbehelligt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 39 | 18. Mai 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(7. Fortsetzung)

In Lenels Augen zuckt die Neugierde auf. Die Papierstücke liegen in Reichweite ihrer Hand. Sie kann von weitem noch einige Worte entziffern, und diese sind es, die sie vollends stutzen lassen. „...Annakapelle scheint ein beliebter Treffpunkt für heimliche Stelldicheins zu sein. Da Sie ja die Jägeroffiziere in Ihr Herz geschlossen haben, kann ich Ihnen verraten, daß am Sonntag ein gewisser Herr von G. ...“

Seltsame Launen hat der Zufall. Herr Berger hat es sich nicht träumen lassen, daß der anonyme [illegible] den er vor drei Wochen zerriß und zum Fenster hinauswarf, sich hier im Gesträuch festhaken und die Lenel just hier einmal sitzen würde.

Die nimmt eben einige der Papierstücke an sich. Mit etwas zitternden Händen macht sie sich sofort daran, sie zusammenzusetzen. Es wird nicht ganz vollständig, einige Stücke fehlen, die mag der Bach doch weiter mitgerissen haben, aber auch so wird Inhalt und Sinn jenes Schreibens deutlich.

Die Lenel fühlt ihr Herz laut und erregt schlagen.

Der Brief, dessen Bruchstücke sie hier mühsam zusammenfügt, ist an den Vater gerichtet gewesen! Das errät sie sogleich. Da hat also wohl jemand an den Vater geschrieben und ihm von einer heimlichen Zusammenkunft zwischen ihr und Hans von Götsch Mitteilung gemacht. Der unbekannte Schreiber muß sogar gewußt haben, daß Hans um ihre Hand anhalten wollte!

Und der Vater hat dieses schmutzige Schreiben zerrissen, denkt sie. Ja, da hat er recht getan! Er hat nichts davon verraten. Sie aber weiß nun, warum er damals von dem Besuch des Geliebten so gut und rechtzeitig unterrichtet war.

Die Röte schoß ihr ins Gesicht, wenn sie daran denkt, daß der Unbekannte sie und Hans in jener Nacht bei der St. Annakapelle belauscht hat.

Sie ballt impulsiv die Fäuste.

„So ein Schmutzian!“

Da hat sie nun also noch etwas, was sie Hans mitteilen muß. Er wird schöne Augen dazu machen.

Ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen, da sie angestrengt nachzudenken beginnt, wer hinter dieser Niedertracht stecken könnte. Aber noch ist die Überraschung zu groß, als daß sie die Gedanken streng zu sammeln vermöchte. Und der Zorn ist noch viel größer!

Sie macht sich daran, die Papierschnizel sorgsam zusammenzuschieben, auf daß sie nur keines von den Stückchen, die ihr der Zufall in die Hand gespielt hat, verliere.

So vertieft ist sie dabei, daß sie die leisen, vom Gras gedämpften Schritte nicht vernimmt, die sich hinter ihr nähern.

*

Ferdinand Eberstein ist droben am Waldrand vorbeigegangen, die Büchse über der Schulter. Er hat bei einer Holzauktion im Wald mit dabei zu sein. Aber Pünktlichkeit ist nicht seine Sache, und nun gar, wo er die Lenel da unten so hübsch versteckt am Bach liegen sieht.

So ein Anblick vormittags, das muß doch Glück bedeuten?

Er lacht in sich hinein, überlegt nicht lange und steigt bereits nach unten. Schnell huscht er über eine Matte, hat schon wieder Deckung hinter Gesträuch, wartet da eine kurze Weile und schaut aus, ob auch niemand in der Nähe ihn beobachten könnte, dann eilt er weiter.

Die Lenel! Nun, mit der Verlobung ist es ja nichts geworden. Prost Mahlzeit, mein Kind!

Er pirscht sich vorsichtig heran.

Daß man so toll nach einer einzigen Schönen sein kann! Ringsum in den Dörfern gibt es Dutzende, die ihm gern um den Hals fallen würden, wenn er nur winkte! Und just die eine gefällt ihm. Just die könnte ihn um den Finger wickeln, wenn sie wollte.

Es ist eine dumme Geschichte!

Seit einem halben Jahr ist er hinter ihr her und hat sich gewundert, daß sie so kühl an ihm vorbeischaut. Es muß wohl im Blut liegen, das er vom Vater mit ins Leben bekommen hat, daß er gerade die eine da nicht vergessen kann. Das Geschnäbele mit dem Götsch würde ihn nicht stören, das wird ja bald vorbei sein. Die Zeit wird vergehen, mein schönes Fräulein! Und der Ferdi wird sich nichts mehr aus deiner Kühle machen. Der weiß ja nun, daß du rechtschaffen küssen kannst und ein feines Feuerlein im Herzen brennen hast. Oho, das wäre noch ein besonderer Spaß, Jungfer, wenn du einmal gerade dem Ferdinand Eberstein im Arm liegen würdest!

Die Ebersteins haben in solchen Dingen immer guten Geschmack gehabt! Einen ausgezeichneten Geschmack!

Ah, so vertieft ist die Lenel da in irgendein Geschreibsel? Er ist jetzt dicht hinter ihr.

Noch ein paar vorsichtige Schritte, dann beugt er sich über ihre Schulter.



So vertieft ist sie dabei, daß sie die leisen, vom Gras gedämpften Schritte nicht vernimmt, die sich hinter ihr nähern.

Es zuckt in seiner Hand. Er macht eine Bewegung, als wolle er zugreifen, da dreht sich Lenel um. Erst jetzt fühlt sie, daß jemand hinter ihr steht.

Einen Augenblick lang sehen sie sich an. Lenel ist blaß geworden.

„So vertieft, mein schönes Fräulein?" sagt Ferdinand Eberstein lächelnd.

Er bemerkt die zusammengerafften Zettel in ihrer Hand, die sie fest geschlossen hält. Sein Blick ist nicht ganz sicher.

Lenel biegt sich zurück.

„Sie sollten sich das Leisetreten für andere Gelegenheiten aufsparen, Herr Eberstein", sagt sie ruhig. „Und übrigens ist dies hier unsere Wiese."

Er blickt noch immer nach ihrer Hand. Nun hat er sich wieder in der Gewalt. Ihr Anblick erregt ihn.

„Man wird doch wohl mal einen schönen guten Morgen wünschen können?"

„Guten Morgen", sagt Lenel.

Er streckt ihr die Hand hin, die sie übersieht.

„Eine hübsche Stelle hier. Muß ich doch auch gleich probieren."

Er setzt sich neben sie. Es ist schon eine ziemliche Frechheit. Die Lenel hat Lust, aufzustehen; aber dann denkt sie, daß das hier eine Wiese des Bergerhofes ist und sie dumm wäre, wenn sie sich durch „den da" vertreiben ließe. Also rückt sie nur ein Stück beiseite. Dabei schiebt sie die Papierfetzen in das Mieder.

„Fräulein Lenchen, Sie sind wirklich nicht gut nachbarlich gesinnt. Warum sind Sie immer so — so abweisend zu mir?"

Er versucht, sie treuherzig anzublicken. Aber das leidenschaftliche Feuer in seinen Augen kann er nicht verlöschen. Und Treuherzigkeit ist bestimmt nicht seine Art.

„Warum sollte ich anders zu Ihnen sein, Herr Eberstein? Wahrscheinlich interessieren Sie mich nicht."

‚Nun wird er hoffentlich gehen', denkt sie.

Er denkt nicht daran.

Er lacht nur leise.

„Wir haben uns schon so oft gesehen, Fräulein Berger, ich bin die Höflichkeit in Person zu Ihnen. Kaum, daß Sie mal gelegentlich ein paar knappe Worte zu mir sprechen, wenn's nicht anders geht."

„Wie zum Beispiel jetzt, Herr Eberstein."

Zum Teufel, will ihn das Mädel zum Narren halten? Dabei hat sie blitzblanke Augen, und ein spöttisches Lächeln um den Mund, das einen verrückt machen kann!

Ferdinand rückt näher.

„Meinen Sie's wirklich so, wie Sie tun?" fragt er keck.

Sie blickt ihn groß, fast ernsthaft an. Nein, sie hat ihn nie leiden mögen, solange sie denken kann. Als Kind hat sie wohl zuweilen mit ihm gespielt, dann hat sie ihn natürlich aus den Augen verloren. Seine Ausbildung, ihre Pensionsjahre hatten sie völlig getrennt. Und sie weiß auch längst, daß der Vater nichts von den Ebersteins hält.

Es gibt Menschen, die man auf den ersten Blick nicht leiden mag, mögen sie äußerlich noch so vorteilhaft aussehen.

„Ich mag Sie nicht", sagt sie kurz.

Ein jäher Zorn bricht in ihm auf. Auch das ist ein Erbteil seines Vaters. Der wilde Ferdinand, er trägt den Namen schon zu Recht.

„Das gibt sich, wenn Sie mich erst näher kennen, Fräulein Lenel."

„Berger heiße ich."

„Verzeihung, also Fräulein Berger. Das Vorrecht, Sie Lenel nennen zu dürfen, haben wohl nur Offiziere im grünen Rock?"

Sie fährt zusammen. Ihre Augen blitzen auf. Sie will sich mit einem Ruck erheben. Aber da hält seine Hand sie fest. Es ist eine schwere, fest zugreifende Hand, die nicht so leicht losläßt. Die Zartheit und Wärme ihrer Schulter, die er unter dem dünnen Kleid spürt, verwirrt ihn vollends.

„Da nehm' ich mir also allein das Recht, süße Lenel", stößt er hervor und will sie an sich reißen. „Jägerrecht!"

Lenel biegt sich blitzschnell zurück. Flammende Röte schießt ihr in die Wangen. Ein Riß im Stoff, sie ist frei. Ein klatschender Hieb mit der Hand in das braune, verwegene Gesicht, dann eilt sie flinkfüßig davon, steht schon mit wenigen Sprüngen auf den Steintrümmern mitten im Bach und ist bald drüben.

Sie blickt sich nicht mehr um.

Ferdl Eberstein sieht ihr verdutzt nach.

„Kröte", murmelt er.

Seine Augen sind dunkel vor Wut. Nun hat er's ganz verdorben, das weiß er. Und eben noch hat er geglaubt, ihr Herz in Brand küssen zu können.

Mit brennenden Blicken verfolgt er ihre anmutige, geschmeidige Gestalt, wie sie drüben ein Stück am Bachufer weitereilt und dann verschwindet. Schwerfällig erhebt er sich. Und dann hat er es eilig, über die Matten wieder bergan in den Wald einzutauchen.

Die Lenel ist heilfroh, als sie unbemerkt in ihr Zimmer gelangt. Schnell das Kleid abgestreift und ein anderes übergezogen, ehe die Tante etwas sieht. Als sie einen Augenblick aus dem Fenster ihres Giebelzimmers hinausblickt, erkennt sie droben am Hang noch die hastig flüchtende Gestalt Ferdl Ebersteins.

„Lump! Lump!" sagt sie leise, und die Tränen sitzen ihr in den Augen. Aber sie bezwingt sich. Sie ist ein tapferes Mädel.

Wenn sie das Hans erzählt.

Sie schüttelt den Kopf. Nein. Sie hat selbst ihren Mann gestanden. Es ist gut so.

Sie spannt den schmalen schlanken Körper.

Und dann blickt sie mit ernster Nachdenklichkeit auf die Papierfetzen, die sie beim Umkleiden auf den Tisch gelegt hat. Der Blick Ebersteins — die kurze Bewegung seiner Hand, mit der er im ersten Augenblick nach diesen Papierresten greifen wollte — seine zähe, wütige Bemerkung von den Offizieren im grünen Rock — das alles fällt ihr plötzlich mit großer Deutlichkeit ein.

‚Der war es', denkt sie ganz klar.

Sie zweifelt keinen Augenblick daran, daß kein anderer als Eberstein jenen Brief an den Vater geschrieben hat. Ein Schauer überläuft sie. Eine dunkle Furcht vor den bösen Leidenschaften, die in manchen Menschen hemmungslos wühlen und Unheil anrichten, wann und wo man es kaum vermutet.

(Fortsetzung folgt)

Die Windmühle

Reportage von Hans Sporck

Es wollte schon Abend werden. Ein milder Westwind strich über grünende Viehkoppeln und sprossende Aecker, von einem fernen Feldweg rackerte Wagengerumpeln, und Fahrleuteruf scholl herüber, der Pfad zur Mühle hatte kräuselnde Pfützen und nasses Raingras.

Der junge Mann neben mir sah zur Dorfuhr zurück und verlangsamte seinen Gang. „Es wird gut sein, daß Sie meinem Vater nichts sagen von diesem alten Vertrag. Er ist ein alter Mann und darin wie in vielem störrisch, ich selbst denke anders darüber."

„Es ist sehr verständlich, daß Ihr Vater auf dem Papier besteht, nach dem fünfhundert Schritt um die Mühle nicht gebaut werden darf. Und daß die Urkunde darüber die Unterschrift seines Urahns trägt, macht das Abkommen gewiß nicht wertloser", entgegnete ich.

„Es ist wahr, ein Direktor war im vorigen Jahre hier und bot fünfzig Mark für den Vertrag. Er wollte dazu noch die Kosten einer gerichtlichen Abschrift tragen, damit mein Vater die Unterlage behielte. Aber er gab das Ding nicht heraus. Ich meine auch, es wird einmal noch mehr wert sein."

Es war nicht Zeit zu einer Antwort, wir bogen vom Pfade ab, eingetretene Fußrasten wiesen auf den Hügel hinauf, oben stand schwarz und ruhig die Mühle. Schweres Balkenwerk trug den Rumpf, das Taglicht war gerade noch stark genug, daß man die alte Jahreszahl des Mühlenbauers lesen konnte, 1835. „Die alten Leute nennen das hier auch heute noch die neue Mühle. Sie wurde damals an die Stelle einer noch älteren gesetzt, die im Befreiungskriege zur Hälfte abbrannte und zwanzig Jahre später nicht mehr im Lot stand, weil die Reparatur untauglich gewesen war. Alt genug ist das hier alles also schon."

Die Treppe zur Mühlentür lehnte nur wenige Schritt neben dem Kreis, den die drehenden Flügel beschrieben. Während ich hinaufging, spürte ich die Stöße des Abwindes jedesmal, wenn einer der kreisenden Arme auf seinem ewigen Weg vorübergekommen war. Ein mildes Rauschen von wirbelnder Luft begleitete die schwarzen Flächen. Es war ganz, als rutsche eine Staffel von Segelflugzeugen dicht über unseren Köpfen in den Abend.

Das Licht einer Petroleumlampe, deren Glaszylinder vor einem runden, blanken Messingblech an der hölzernen Wand hing, beleuchtete runde Reihen von Kornsäcken. Mein Begleiter deutete auf eine Luke in der Decke, die Rolle eines Flaschenzuges hing dort. Ich begriff, daß man das Korn durch die Luke heißt, und zugleich, daß es schön war, die Luft in der Mühle zu atmen. Sie war gemischt aus dem Geruch alten Holzes, gesunden Getreides, und sie trug den Puderstaub schwebender Mehlteilchen und etwas auch von der Lampe in sich.

Steile Treppen zu den oberen Plattformen, die Müller nennen sie Kammern. Die Tritte knarrten, die Geländer waren blank von vielen Händen und sehr glatt, die Bohlen sehr breit und von dichtem Gefüge, Trichter und Kisten, polternde Räder und krächzende Holzwellen meldeten sich immer deutlicher. Kleine Mehlrinnsale drangen aus den Verschalungen und formten spitzhüglige Häuflein neben den Gehäusen.

In der runden Kuppel des Mühlendachs kauerten wir mit einer dieser Steinöllampen unter mannsstarken Balken, die in vielen Winkeln und Einlaschungen die Kuppel trugen und auf eisernen Rollen in einer hölzernen Schiene kreisen lassen konnten, je wie der Wind sich drehte. „Das ist hier eine holländische Mühle, weil nur die Kuppel sich dreht. Es gibt noch deutsche Mühlen, sie sind kleiner und ganz aus Holz, denn es dreht sich bei ihnen das ganze Haus mit dem Wind", erläuterte der Junge.

Man kann die Welle, die von den Flügeln kommt, gerade mit den Armen umspannen. Sie lief, selbst aus Holz, in hölzernen Lagern, die mit Rindertalg geschmiert waren. Holz waren auch die Scheiben, die über aufgesetzte Eisenborde mit Radzähnen die Kraft der ebenen Flügelwelle auf die senkrecht durch die Mühle gehende Welle des Mahlganges übertrugen. Und in allen diesen in Jahrhunderten entwickelten Konstruktionen schien Leben zu sein, das Leben ächzender Bäume, des Windes und der Ebene.

Wir standen neben dem Gehäuse, in dem die Mühlsteine arbeiten, sorgsam behauene Rundscheiben, die aus einem französischen Stein am besten sind. Nur einer, der obere, dreht sich, das Korn strömt langsam von oben durch die Mitte des Steines zwischen die reibenden Flächen und rinnt als geschältes Gut oder im weiteren Mahlgang als Mehl seitlich an dem unteren, ruhenden Mühlstein herab, läuft durch einen hölzernen Abfluß in schüttelnde Siebe und endlich in Säcke. „Es ist wenig Wind heute, es braucht zwei Stunden für einen einzigen Sack. Eine neue Mühle mit einem Dieselmotor schafft das Dreifache und ist immer willig zu arbeiten, aber . . ."

Weil der alte Müller hinter uns getreten war, sprach der Junge nicht weiter. Ich sah auf. Unter einer Schicht von Mehlstaub, die sein dunkles, kurzgeschorenes Haar, seine Augenbrauen und seine Schürze überzogen hielt, stand der Alte, gerade und seiner selbst sicher, vor mir und maß mich ruhig ab. „Er spricht immer von Motoren, er will den Leuten Benzolmehl verkaufen, wie ich das nenne. Er hat keine Lust, auf den Wind zu warten und seine Nase schlau zu machen, damit er abends merkt, ob er nachts mahlen kann. Sie sind so jung wie er, sicher sind Sie auch der Meinung, daß man aus den Windmühlen Jugendherbergen oder Museumshäuschen machen soll!" Er wandte sich ab, als sei unser Gespräch damit zu Ende, rückte an einem derben Holzhebel und griff mit der Hand durch eine Klappe in den Mahlgang. Zog sie geöffnet heraus und prüfte den weißen Staub, leckte daran und schien zufrieden.

„Es wird eine Frage der Rechnung sein, ob man den Wind oder einen Motor nimmt, um Mehl zu mahlen. Vielleicht ist es wichtig, mit ein wenig mehr eigenen Unkosten mahlen zu können, sobald die Bauern das Korn bringen. Sicherlich ist die Leistung einer Mühle beständiger und besser zu überrechnen, wenn man den Wind nicht braucht", ging ich dem Alten nach.

„Der Wind ist zuverlässig, wenn man ihn kennt. Ein Windmühlenmann weiß am Abend, ob der Wind in der Nacht drehen wird oder abfällt, und im Jahreslauf ist die Zahl der Flügelgänge immer fast gleich. Schickt der Herrgott viel Korn, dann schickt er auch viel Wind. Aber freilich haben die Bauern das Warten verlernt und die Müller das Umgehen mit dem Wind. Mein Junge da, er hat keinen Winddverstand. Neulich habe ich in seinem Rock Reklamebilder von Motoren gefunden, er wird die Mühle umbauen, sobald ich tot bin. Das weiß ich . . ."

Der Junge lächelte, der Alte drehte seine Holzpantoffeln auf die Treppe zu. Ich selbst ging. Auf dem Heimweg, den großen Schattenriß der Mühle im Rücken und ersten Lichtschimmer in den Fenstern des Dörfchens vor mir, wollte mir der Alte nicht aus dem Sinn. Es liegt an den Menschen, daß ihnen einmal die Windrechnung und einmal die Motorenrechnung besser aufgeht, nicht an den Rentabilitäten, sondern an den Generationen . . . Der Wind atmete leise über den Wiesen und Aeckern.

Abenteuer in Bosnien

Von Fritz Meingast

Es war an der Nordwestgrenze Bosniens. In dem kleinen Dorf Kladousa begegnete ich zum erstenmal einem Minarett und verschleierten Mohammedanerinnen. Braune Männer im Fez starrten mich neugierig an, als wäre nie ein Fremder in ihr Dorf gekommen. Ich erfragte den Weg nach Cacim, dem nächst gelegenen Marktflecken. Gefällig zeigte mir ein hochgewachsener, malerisch gekleideter Bursche die Richtung. Doch der Weg war länger, als ich geglaubt hatte. Schon erstrahlte das Silberlicht des Mondes, während aus den dichten Wäldern der Höhenzüge nur mehr vereinzelte Vogelrufe klangen. Ich